

*Bettina Mathes*

### **Gender Studies auf der Couch. Was die Geschlechterforschung von der Geschichte der Psychoanalyse lernen kann.**

Dieser Text ist ein Versuch.<sup>1</sup> Eine erste Annäherung an vergessene Berührungspunkte und unbewusste Überlagerungen in der Geschichte der Psychoanalyse und der Gender Studies. Vergessenes und Unbewusstes lässt sich auf vielerlei Weise thematisieren; eine davon ist die Assoziation auf der Couch im Rahmen einer Psychoanalyse. Diese Couch befindet sie sich in einem geschützten Raum, der es erlaubt, das auszusprechen, was in anderen Räumen, Settings und Diskursen nicht zur Sprache kommen kann. Als einen solchen ‚Raum‘ verstehe ich auch *Die Philosophin*, ganz besonders die vorliegende, dem Oeuvre von Christina von Braun gewidmete, Nummer.

In der psychoanalytischen Therapie ist die Couch auch ein Möbelstück, das den Körper in eine ruhige, unbewegliche Lage bringt, um eine gedankliche Reise in die Vergangenheit zu unternehmen.<sup>2</sup> Selbstverständlich handelt es sich bei der Couch, auf der die Gender Studies Platz nehmen, um eine metaphorische Couch und selbstverständlich befinde ich mich als jemand, die seit Jahren in den Gender Studies lehrt und forscht, auch auf dieser Couch. Mit anderen Worten, ich bin Teil des Diskurses, den ich in diesem Vortrag untersuchen möchte. Die Metapher der Couch habe ich aus drei Gründen gewählt: zum einen, weil ich in meinem Vortrag Bilder und Assoziationen, die im Diskurs der Gender Studies immer wieder auftauchen, analysieren möchte, um sie nach unbewussten Bedeutungen und Verschiebungen zu befragen. Zum anderen lädt die Couch, gerade weil sie dem Körper die physische Bewegung verwehrt, dazu ein, die Rhetorik des Reisens und der Grenzüberschreitung – Themen, die in den Gender Studies immer wieder bearbeitet werden – selbst einmal in den Blick zu nehmen. Und drittens – so stelle ich mir vor – befindet sich diese Couch in einem transdisziplinären Raum, der es sich zum Ziel gesetzt hat, Verbindungen zwischen (scheinbar) unverbundenen Orten, Zeiten und Diskursen zu knüpfen und für das weitere Nachdenken fruchtbar zu machen.

Ich möchte im Folgenden zwei Praktiken zusammenführen, die sich auf verschiedenen Zeitebenen, aber in ähnlichen geographischen Räumen bewegen und die sich beide – aus unterschiedlichen Gründen und auf unter-

schiedliche Weise – zu ausgedehnter Reisetätigkeit veranlasst gesehen haben. Ich meine die Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland und die deutsche Debatte um Interdisziplinarität bzw. Transdisziplinarität in den Gender Studies. Meine Frage lautet, inwiefern die Debatte über die Möglichkeit oder das „Abenteuer“ transdisziplinärer Geschlechterforschung ungestellte Fragen verhandelt, die die Vertreibung der Psychoanalyse aus Deutschland betreffen.

### **Frauen- und Geschlechterforschung – eine Frage der Herkunft?**

„Eine Frauenwissenschaft muss interdisziplinär sein: denn eine einzelne Wissenschaft oder Methode reicht nicht aus, unsere Fragen zu beantworten“, so Gisela Bock 1976 auf der Berliner Sommeruniversität für Frauen.<sup>3</sup> Seitdem haben Fragen, *wie* feministische Interdisziplinarität aussehen könne, die Frauenforschung nicht mehr losgelassen. Inzwischen hat sich die Frauenforschung zur Geschlechterforschung entwickelt und zur Interdisziplinarität hat sich die Transdisziplinarität gesellt.

Betrachtet man die Debatte, die seit beinahe drei Jahrzehnten im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung geführt wird, und die viel mit ihrer Institutionalisierung zu tun hat, dann fällt auf, wie stark hier Metaphern der Herkunft, Abstammung, Heimat und Bindung, aber auch des Reisens, der Grenzüberschreitung und zuweilen des Nomadischen präsent sind. Da ist von „Herkunftsdisziplin“ und „Heimdisziplin“<sup>4</sup> die Rede, von „Reisen und Aufenthalt in fremden Disziplinen“ zuweilen auch im „disziplinären Grenzland“,<sup>5</sup> wobei die „gegenseitige Befremdung“<sup>6</sup> oft nicht ausbleibe. Wissenschaftler, die der Geschlechterforschung eher skeptisch gesonnen sind, behaupten gar, die „Kategorie *gender*, die hierzulande als Import aus den angelsächsischen Debatten aufgegriffen wurde, verdankt ihre Attraktivität nicht zuletzt ihrem Status als Fremdwort“ – so Böhme/Matussek/Müller in ihrem Einführungsband *Orientierung Kulturwissenschaft*.<sup>7</sup>

Beim „Durchqueren“ der Disziplinen – so Sabine Hark und Susanne Baer – komme es darauf an, die je zu überschreitenden Grenzen zu respektieren und die eigene disziplinäre Herkunft und/oder Zugehörigkeit nicht zu verleugnen, sondern sichtbar zu machen. Wir sprechen vom „Abenteuer Interdisziplinarität bzw. Transdisziplinarität“ und meinen damit eben jene aufregende Reise in die disziplinäre Fremde. Während die einen transdisziplinäres Arbeiten im globalen Raum verorten und – wie es Sabine Hark formuliert – als ein „nomadisches Dasein“ imaginieren, „insofern Nomadenkulturen sich dadurch

auszeichnen, die je spezifische Produktivität verschiedener Orte zu nutzen, diese aber auch wieder zu verlassen, wenn sie ‚abgegrast‘ sind<sup>8</sup>, denken andere – wie etwa Susanne Baer – in Bildern des Umzugs: „Der Studiengang (Gender Studies, BM) ist mit dem Vorsatz angetreten, eine Spedition zu formen, die mit vielen Mitarbeitenden mehr Möbel besser rücken und die Umzüge von Haus zu Haus, von Theorie zu Praxis besser bewältigen kann.“<sup>9</sup> Bei dieser transdisziplinären Reisetätigkeit spielt das Wissen um die disziplinäre Herkunft eine zentrale Rolle. Die eigene Herkunft nicht offen zu legen oder als allgemeinverbindlich vorauszusetzen wird als „Interdisziplinierung“, „heimliche Hegemonie“ oder kolonialistischer Gestus empfunden.<sup>10</sup> Die hohe Bedeutung, die der Heimatlosigkeit und dem Grenzgängertum beigemessen wird, korrespondiert mit der Furcht vor „Gettoisierung“, sollten die Gender Studies Wurzeln schlagen, d. h. selbst zur Disziplin werden.<sup>11</sup>

Was bedeutet diese intensive Beschäftigung mit Herkunft und Heimat, mit Problemen der Territorialität, mit Modalitäten der Grenzkontrolle und des Grenzverkehrs? Und was soll man von der ihr gegenüber gestellten Phantasie eines Gender-Studies-Nomadentums halten? Die Frage ist umso berechtigter, als die Diskussionen über Nutzen und Chancen der Transdisziplinarität, die außerhalb der Gender Studies geführt werden, zwar auch von Grenzen und Grenzüberschreitungen sprechen, dabei jedoch ganz andere Metaphern auftauchen: u. a. Frustration, Leistungsangst, aber auch trostspendende „Visionen eines noch unerforschten, jungfräulichen und von niemandem in Besitz genommenen Territoriums, wo man ... sich noch frei und ohne Angst vor Grenzüberschreitungen Grenzkontrollen und Konflikten über Grundstücksgrenzen und Wasserrechte bewegen kann.“<sup>12</sup>

Aber zurück zu den Gender Studies. Liegt unserer Sorge um Herkunft und Identität die Angst zugrunde, diese könnte verschleiert oder ‚gefälscht‘ werden, wollen wir das disziplinäre ‚passing‘, das ‚going in drag‘ verhindern? Geht es in dieser Debatte möglicherweise darum, Gender, jenes Konstrukt mit den „unbestimmten Grenzen“<sup>13</sup> und der ungeklärten Herkunft, in Schach zu halten? Oder geht es womöglich gar nicht um Gender? Könnte es sein, dass die Gender Studies einen Schauplatz bieten, auf dem drängende Fragen und Probleme verhandelt werden, die sich auf einen anderen Diskurs beziehen?

Ich möchte im Folgenden (eher assoziativ als systematisch) darüber nachdenken, was dieser andere Schauplatz sein, was sich hinter den Bildern der Herkunft, des Grenzgängertums, des Nomadischen und der Gettoisierung verbergen könnte. Um dies herauszufinden, werde ich – wie angekündigt – die beweglichen, transitorischen Gender Studies für einen Moment auf die

Couch legen und versuchen, einige der dabei freigesetzten Assoziationen aufzunehmen und zu interpretieren. Es versteht sich von selbst, dass die Assoziationen meine eigenen sind.

Dass sich hinter den Reise- und Herkunftsmetaphern in der Diskussion um die Möglichkeit transdisziplinärer Geschlechterforschung ein anderer Diskurs verbirgt, der wenig mit den aktuellen wissenschaftlichen Fragestellungen und Anforderungen zu tun hat, zeigt besonders deutlich die Tatsache, dass auf den zahlreichen Foren, die sich mit dieser Thematik seit 30 Jahren beschäftigt haben, die immer gleichen Argumente ausgetauscht werden, konkrete *Inhalte* einer transdisziplinären Geschlechterforschung aber nur höchst selten zur Sprache kommen.<sup>14</sup> Trotz intensivster Debatten scheinen die Gender Studies in einem übertragenen Sinn nicht ‚vom Fleck zu kommen‘, scheinen sie die Fragen der Herkunft, der Heimatlosigkeit und die Angst vor dem Getto nicht loszulassen. Man könnte die Präsenz dieser Metaphern auf die ebenfalls schon seit langem geführte und immer noch nicht entschiedene Debatte, Deutschland als Einwanderungsland anzuerkennen, beziehen. Tatsächlich gehört ja das Nachdenken über die Beziehung zwischen ‚Race‘ und ‚Gender‘ inzwischen auch in Deutschland zum Kern der Geschlechterstudien.<sup>15</sup> Unbewusster, im Sinne von unausgesprochen, scheint mir jedoch eine ganz andere Verbindung; eine Verbindung, die sich stärker auf die Präsenz psychoanalytischer Theoriebildung innerhalb der Geschlechterforschung bezieht und die die historisch engen Beziehungen zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Psychoanalyse ernst nimmt. Tatsächlich handelt es sich bei der Psychoanalyse um eine Wissenschaft und Therapieform, deren zumeist jüdische Mitglieder in Deutschland gezwungen waren, sich mit Fragen der Herkunft, des angeblichen *Passings*, der Emigration, des Nomadentums oder der Gettoisierung auseinander zu setzen. In Deutschland wurde die Psychoanalyse von den Nationalsozialisten als „zersetzende“, „verbrecherische“ „jüdische Wissenschaft“ gebrandmarkt. Im *Sächsischen Ärzteblatt* beispielsweise schreibt Prof. M. Staemmler dass „der Medizin bei Ausschaltung der Juden ein Schaden nicht entstünde. Wohl aber würden viele Schäden vom Volke ferngehalten werden, wenn der verderbliche Einfluß der jüdischen medizinischen Wissenschaft oder Pseudowissenschaft zurückgedrängt werden könnte“.<sup>16</sup> In der Zeitschrift *Deutsche Volksgesundheit aus Blut und Boden* wird 1933 ein Artikel mit der Überschrift „Die Psychoanalyse des Juden Sigmund Freud“ publiziert. Gleich der erste Satz weist den Lesern die Richtung: „Die Psychoanalyse bietet ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass von einem Juden, selbst wenn er ‚wissenschaftliche Leistungen‘ vollbringt, für uns

Deutsche nie etwas Gutes kommen kann“.<sup>17</sup> Und in der Literaturbeilage der *Berliner Börsenzeitung* erscheint ebenfalls 1933 ein Aufsatz unter der Überschrift „Wider die Psychoanalyse“, in dem der Autor Frank Maraun die Psychoanalyse als einen Angriff auf das Christentum beschreibt, da sie angeblich „Religion als veraltet erklärte und sich selbst zur berufenen Nachfolgerin, zur zeitgemäßen Erfüllerin der religiösen Mission an der Menschheit erkor“.<sup>18</sup>

Im gleichen Zeitraum, zwischen 1932 und 1938, wurden die renommierten psychoanalytischen Institutionen in Berlin, Frankfurt und anderen deutschen Städten entweder aufgelöst oder ‚arisiert‘. So zum Beispiel die 1908 von Karl Abraham ins Leben gerufene *Berliner Psychoanalytische Vereinigung*, das 1923 gegründete *Berliner Psychoanalytische Institut* (die erste Ausbildungsstätte für Psychoanalyse), die *Poliklinik für psychoanalytische Behandlung nervöser Krankheiten* (Eröffnung 1920) in der Potsdamer Straße 29, oder die 1927 von Ernst Simmel gegründete psychoanalytische Klinik *Sanatorium Schloß Tegel*; in Frankfurt am Main, wo Sigmund Freud 1930 der Goethe-Preis der Stadt verliehen wurde, waren das 1929 gegründete *Frankfurter Psychoanalytische Institut* – das zweite in Deutschland – und die ein Jahr später eröffnete *Psychoanalytische Poliklinik* betroffen, die bereits 1932 wieder geschlossen werden musste. Die *Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft*, aus der *Berliner Psychoanalytischen Vereinigung* hervorgegangen, muss sich 1938 auflösen, nachdem sie zuvor zur Mitwirkung an dem von Matthias Heinrich Göring – Mitglied des Stahlhelm und der NSDAP – geleiteten *Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie* gezwungen wurde. Die ca. 200 jüdischen MitarbeiterInnen und Ausbildungskandidaten dieser Institutionen wurden entweder zur Emigration gezwungen oder in den Konzentrationslagern ermordet. Ich möchte diesen knappen Überblick (aus Platzgründen) hier abbrechen, und mich im Folgenden meiner These zuwenden, die deutsche Geschlechterforschung verhandele unbewusst Probleme, die sich auf die Vertreibung der Psychoanalyse aus Deutschland beziehen. Weil es sich um einen verborgenen Diskurs handelt, kann ich mich der These nur auf Umwegen nähern, weshalb ich zunächst darstellen möchte, wie eng die Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik mit dem Erbe der Psychoanalyse verknüpft ist.

## 2. Die Psychoanalyse in den Gender Studies

Was also haben Gender Studies und Psychoanalyse gemeinsam? Zunächst ist festzuhalten, dass nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland die Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Theorien erst in den späten 1970 Jahren und vermittelt über die USA (und Frankreich) wieder einsetzt. Man kann weiterhin sagen, dass die Gestalt der Frauen- und Geschlechterforschung ohne ihre (späte) Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse heute gänzlich anders aussehen würde. Das gilt zunächst für die Literaturwissenschaft, die Kunstwissenschaft und Kulturwissenschaft, die Freuds und Lacans Theorien zur Weiblichkeit, zur Sexualentwicklung und zur Subjektbildung einer gründlichen Kritik unterzogen haben – Stichworte sind hier Penisneid, Ödipuskomplex, Primat des Phallus –, die aber zugleich dem psychoanalytischen Denken für ihre eigene Theoriebildung viel verdanken.<sup>19</sup> In ihrer *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, in der sichtbar wird, welcher zentralen Stellenwert die Psychoanalyse einnimmt, schreibt die Autorin Lena Lindhoff:

„Zwischen Psychoanalyse und Feminismus besteht traditionell ein spannungsgeladenes Verhältnis. Als Theorie der psychosexuellen Sozialisation ist die Psychoanalyse eine der wichtigsten Grundlagenwissenschaften feministischer Theorie, als patriarchalische Wissenschaft eine Zielscheibe der Kritik. Sigmund Freud der autoritäre ‚Vater‘ der Psychoanalyse, galt den Pionierinnen der neuen Frauenbewegung als der gegenrevolutionäre Brennpunkt der sexualpolitischen Ideologie“.<sup>20</sup>

Aber, so Lindhoff weiter, keine noch so radikale Kritikerin der psychoanalytischen Weiblichkeitstheorie kam an der Psychoanalyse vorbei: „Erschien Freud aus feministischer Sicht als ein Apologet der herrschenden Gesellschafts- und Geschlechterordnung, so brachte seine Theorie des Unbewussten zugleich die patriarchalische Architektur der abendländischen Kultur ins Wanken, indem er nicht nur das Verdrängte in dieser Kultur aufdeckte, sondern es als ihr eigentliches Fundament sichtbar werden ließ“.<sup>21</sup> Lacans Einfluss auf die Frauen- und Geschlechterforschung war mindestens so groß wie der Freuds. Mit seiner These, das Unbewusste sei sprachlicher Natur und Identität werde beim Eintritt in die symbolische Ordnung gebildet, sei mithin ein kulturelles Produkt, wurde für die Geschlechtertheorie fruchtbar gemacht; und zwar nicht nur innerhalb der Literatur-, Kultur- oder Kunstwissenschaft, sondern u. a. vermittelt über Judith Butler auch innerhalb der Sozialwissenschaften.<sup>22</sup> Umgekehrt stimmt auch, dass die Psychoanalyse von der Geschlechterforschung profitiert hat. Feministische Psychoanalytikerinnen wie Luce Irigaray, Jessica Benjamin oder in Deutschland Christa Rohde-Dachser

haben die Einsichten der Geschlechterforschung für die Psychoanalyse fruchtbar gemacht.<sup>23</sup>

Es gibt aber noch weitere Gemeinsamkeiten zwischen Gender Studies und psychoanalytischer Theorie: Beide sind Grenzgängerinnen, deren Theorien in andere Fächer eingeflossen sind; beide verstehen sich als wissenschaftskritische Grundlagenwissenschaft mit kulturtheoretischem Anspruch<sup>24</sup>; beide sind schwach institutionalisiert und haben um ihre Anerkennung als Wissenschaft zu kämpfen. Neben diesen akademischen und wissenssoziologischen Übereinstimmungen lässt sich noch eine weitere Verbindung erkennen, die weniger die wissenschaftliche Theoriebildung oder Forschung betrifft, sondern sich auf die Geographie bezieht. Die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland ist eng mit den Städten verknüpft, die der Psychoanalyse in Deutschland zuerst eine Heimat gaben: Berlin und Frankfurt am Main. (Auch meine eigene wissenschaftliche Biographie ist eng mit diesen beiden Städten verbunden.) In Frankfurt am Main wirft Sigrid Rüger 1968 auf dem SDS Kongress die berühmte Tomate, die als Initialzündung der Frauenbewegung gilt;<sup>25</sup> in Berlin findet 1976 die heute ebenfalls legendäre Sommeruniversität für Frauen statt und es entstehen eine Vielzahl von feministischen Initiativen innerhalb und außerhalb der Universitäten im West- und Ostteil der Stadt, die sich später in Zentrums oder Institutsgründungen niederschlagen. 1986 schafft die Johann Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt am Main den in der Bundesrepublik ersten Lehrstuhl mit feministischem Schwerpunkt und beruft die Juristin und Sozialwissenschaftlerin Ute Gerhard; nur kurze Zeit später erhält Christa Rohde-Dachser einen Ruf am Institut für Psychoanalyse der Goethe-Universität. Beide Institute befinden sich in großer Nähe zum Institut für Sozialforschung und zum Sigmund-Freud Institut. 1997 wird an der Berliner Humboldt-Universität der bundesweit erste Masterhauptfachstudiengang Geschlechterstudien/Gender Studies eröffnet.

Mir ist bewusst, dass Frankfurt und Berlin nicht die einzigen Städte mit einer feministischen Vergangenheit sind und ich möchte auch nicht behaupten, dass sie hinsichtlich ihres Beitrags zur Frauen- und Geschlechterforschung den Aktivitäten und Initiativen in Hamburg, Oldenburg, Potsdam, Hannover oder München überlegen sind. Es scheint mir jedoch unbestreitbar, dass Frankfurt und Berlin für die Geschichte der Geschlechterstudien wie auch für die Geschichte der Psychoanalyse symbolisch hoch besetzte Orte sind. Historisch gesehen, scheint es, als habe es die Geschlechterforschung an die ursprünglichen Wirkungsstätten der Psychoanalyse in Deutschland gezogen – möglicherweise als ein symbolischer und niemals ausgesprochener Tri-

but an die Psychoanalyse, der die Geschlechterforschung so viel verdankt. Nun sind diese Stätten aber zugleich auch Orte, die an die Vertreibung und Ermordung deutscher PsychoanalytikerInnen erinnern, mithin auch Fragen der Herkunft, der Grenzüberschreitung, der Emigration und des Nomadischen aufwerfen können. Meine Vermutung ist nun, dass sich diese wenig diskutierten, im Unbewussten angesiedelten Aspekte der Geschichte der Psychoanalyse und die ebenso wenig gestellte Frage, wie die Geschlechterforschung damit umgehen könne, auf die Debatte um Inter- und Transdisziplinarität verschoben haben. Unter ‚Verschiebung‘ versteht die Psychoanalyse die Verlagerung eines bedrohlichen Inhaltes von einer ursprünglichen Vorstellung auf eine andere, weniger intensive Vorstellung, die mit der ersten assoziativ verbunden ist. Die Verschiebung besitzt eine deutliche Abwehrfunktion.<sup>26</sup> Vielleicht könnte man folgendermaßen formulieren: die geographische und physische Geschichte der Psychoanalyse hat ihre Spuren sowohl in den theoretischen Diskussionen als auch in der institutionellen Verankerung der Geschlechterforschung hinterlassen. All das, was in der deutschen Auseinandersetzung der Gender Studies mit der Psychoanalyse nicht zur Sprache kommen kann (oder darf), kehrt als unermüdliche theoretische Debatte in (scheinbar) weniger bedrohlicher Form zurück.

Wie soll man diese ‚Wiederkehr‘ deuten? Handelt es sich um die bekannte deutsche Neigung, sich mit den Opfern der Gewalt und des Terrors zur Zeit des Nationalsozialismus zu identifizieren und auf diese Weise die persönlich oder historische Schuld abzuwehren? Die These scheint mir etwas zu allgemein (was nicht ausschließen muss, dass sie trotzdem stimmt); denn sie erklärt nicht das Spezifische des Diskurses innerhalb der Geschlechterstudien. Dennoch scheint in diesem Diskurs Schuld eine Rolle zu spielen – allerdings eher im Sinne eines ‚Behagens in der Schuld‘ wie es Christina von Braun formuliert hat.<sup>27</sup> ‚[A]uf der einen Seite ein Ich, das zum Subjekt wird, indem es zum Täter wird; und auf der anderen Seite ein Ich, das zum Subjekt wird, indem es sich selbst die Schuld einschreibt‘.<sup>28</sup> Mit ‚Behagen in der Schuld‘ beschreibt von Braun jenes Ineinsetzen von Täter und Opfer, von Subjekt und Objekt, das es den Schuldigen erlaubt, ihre Schuld sowohl selbst zu definieren wie auch als eigenes Leiden umzudeuten. Darauf deuten zum einen die Entschuldigungen, die die meisten Autorinnen ihren Argumenten vorausschicken. So etwa Susanne Baer:

„Einige freundliche provozierende Bemerkungen aus der – eben begrenzten – Sicht einer Rechtswissenschaftlerin ... Vorab sei bemerkt, daß damit das Risiko

einhergeht, der heimlichen Interdisziplinierung zu eigenen Gunsten, der Implikation hegemonialer Ansprüche der Jurisprudenz bezichtigt zu werden. Darum geht es nicht. Die Rechtswissenschaft hat ebenso wie jede andere Disziplin ihre Grenzen und gehört nicht überall dazu.“<sup>29</sup>

Bemerkungen wie diese lassen sich in beinahe jedem Beitrag zur Interdisziplinarität finden und sie zeigen, wie groß die Furcht ist, mit den eigenen Ausführungen als kolonisierend wahrgenommen zu werden<sup>30</sup>; sie zeigen aber auch, wie bereitwillig man sich dieser „Schuld“ hingibt. Claudia Breger rührt in einem Beitrag mit dem Titel „Gegen die Angst vor der Inter- und Transdisziplinarität“ an einer anderen Schuld, wenn sie darauf hinweist, dass die meisten Disziplinen in Deutschland eine nationalsozialistische Vergangenheit besitzen. Besteht also die Leistung der transdisziplinär angelegten Gender Studies darin, dass sie einen im Bezug auf die *deutsche* Geschichte schuldfreien Raum konstituieren, eben weil sie keine Disziplin sein wollen? Und erlaubt dieser Raum wiederum die bewusste, freiwillige – und in diesem Sinne „unschuldige“ – Übernahme einer anderen, einer „akademischen“ Schuld, die mit der historischen Schuld der deutschen Vergangenheit nichts zu tun hat? Ich denke, es spricht einiges dafür. Immerhin haben sich die Gender Studies gerade aufgrund ihres engen Verhältnisses zur Psychoanalyse immer wieder bewusst „schuldig gemacht“.

Ich habe anfangs darauf hingewiesen, dass die feministische Kritik an der Psychoanalyse eine Kritik am Vater darstellte; und zwar im zweifachen Sinn. Nicht nur wurden die Väter der Psychoanalyse – Freud und Lacan – vom Thron gestürzt, zugleich wurde auch das Gesetz des Vaters – die Definitionsmacht des Phallus – dekonstruiert. Dagegen ist natürlich gar nichts zu sagen, ebenso wenig wie darin eine Besonderheit der deutschen Geschlechterstudien zu sehen ist. Das Besondere an der Situation in Deutschland besteht darin, dass der symbolische „Sturz“ des symbolischen Vaters auf dem selben Grund geschieht, auf dem die reale physische Vertreibung oder Ermordung der jüdischen Väter der Psychoanalyse stattgefunden hat. (Einschub: Möglicherweise trägt zu der Verehrung, die Feministinnen Jacques Lacan entgegen bringen – den Jane Gallop bekanntlich einmal als „Frauenheld“ feministischer Kritikerinnen bezeichnet hat – bei, dass er katholisch ist.) Aus dieser Perspektive kann die symbolische Absage an den Namen des Vaters als „Wiederholung“ der Gewalt der Nationalsozialisten erfahren werden, die (möglicherweise behagliche) Schuldgefühle auslöst. Und schließlich ist das Bild der Herkunftsdisziplin hochgradig ambivalent besetzt: zum einen erscheint sie als eine In-

stanz, die väterliche Denk- und Sprechverbote ausspricht und Wissen verhindert und zum anderen bringt man ihr positive Gefühle entgegen, weil sie Schutz und Zugehörigkeit verspricht.

In der Psychoanalyse, die in Deutschland seit dem Ende des zweiten Weltkrieges in wörtlichen Sinn keine „jüdische Wissenschaft“ mehr ist, weil kaum Juden in Deutschland überlebt haben, scheint sich der entgegengesetzte Prozess abzuspielden. In ihrer Studie *Expedition in den dunklen Kontinent* stellt Christa Rohde-Dachser eine Tendenz zur „Vaterrettung“ fest, die sich vor allem in dem Interesse an präödiptalen Vorgängen und der Rolle der „bösen Mutter“ zeigt. „Es scheint, als gehöre die Vorstellung von einer möglichen Schuld ... des Vaters für beide Geschlechter zu jenen hochgradig verpönten Vorstellungen, die man gern möglichst schnell durch andere ersetzt“.<sup>31</sup> Geschlechterforschung und Psychoanalyse scheinen hier spiegelbildlich aufeinander zu verweisen.

Ich habe in meinem Beitrag versucht, einige verschüttete oder verborgene Bedeutungen in der Debatte um Transdisziplinarität, so wie sie in den Gender Studies geführt wird, näher zu beleuchten. Dabei hat sich herausgestellt, dass es die *Geschichte* der Psychoanalyse ist, die uns in den Gender Studies die Augen öffnen kann. Dass es dazu manchmal der Couch bedarf, ist eigentlich nicht verwunderlich, wenn man weiß, dass das englische Nomen „couch“ mit dem Verbum „to couch“ verbunden ist, einem Begriff aus der Augenheilkunde, der das Aufstechen bzw. Aufschneiden eines Katarakts, d. h. der Linsen-trübung beim Grauen Star, bezeichnet.

## Fußnoten

- <sup>1</sup> Dieser Text ist die nur leicht veränderte Fassung eines Vortrags auf dem Kolloquium Aktualität der Psychoanalyse, das am 8. und 9. Juli 2004 an der Humboldt-Universität zu Berlin zu Ehren von Christina von Braun und Inge Stephan stattgefunden hat.
- <sup>2</sup> Claudia Guderian, *Die Couch in der Psychoanalyse. Geschichte und Gegenwart von Setting und Raum*, Stuttgart 2004.
- <sup>3</sup> Gisela Bock, „Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der ‚Sommeruniversität für Frauen‘“, in: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Berlin 1976, S. 15.
- <sup>4</sup> Z. B. Gudrun-Axeli Knapp/Hilge Landweer, „Interdisziplinarität“ in der Frauenforschung: Ein Dialog“, in: *L'homme* 6, Wien 1995, S. 6–38, insbesondere S. 16 ff.; Antje Hornscheidt, „Sprache und Gender in den Gender Studies – nicht der Rede Wert? Die Einlösung des Anspruchs an Interdisziplinarität im Magisturstudiengang Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin aus linguistischer Sicht“, in: *Bulletin* 19, hrsg.

- Vom Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Thema: Institutionalisierung und Interdisziplinarität. Der Frauen- und Geschlechterforschung an der HU, Berlin 1999, S. 94–109; Sabine Hark „Disziplinäre Quergänge – (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung“, *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 2, Potsdam 1998, S. 9–25 und diess.: „Die zweite Schicht“. Begrenzte Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung“, in: *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*, hrsg. vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin 2004, S. 95–98; Konstanze Plett, „Vertragen sich Kanon und Interdisziplinarität?“, in: *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*, hrsg. vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 2004, S. 80–82.
- <sup>5</sup> Plett, „Vertragen sich Kanon und Interdisziplinarität?“, 2004, S. 80; Hark, „Die zweite Schicht“, S. 97.
- <sup>6</sup> Claudia Breger, „Gegen die Angst vor der Inter- bzw. Transdisziplinarität. Ein Plädoyer (aus germanistisch geschulter Perspektive)“, in: *Bulletin* 19, hrsg. vom Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Thema: Institutionalisierung und Interdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung an der HU. Berlin 1999, S. 83–89, S. 83.
- <sup>7</sup> Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller, *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek 2000, S. 145.
- <sup>8</sup> Hark 1998, S. 17. Vgl. auch ihren Beitrag „Diszipliniertes Geschlecht. Konturen von Disziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung“, in: *Die Philosophin* 23, Tübingen 2001.
- <sup>9</sup> Susanne Baer, „Interdisziplinierung oder Interdisziplinarität – eine freundliche Provokation“, in: *Bulletin* 19, hrsg. vom Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Thema Institutionalisierung und Interdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung an der HU, Berlin 1999, S. 77–82, Zitat S. 81.
- <sup>10</sup> Baer, „Interdisziplinierung oder Interdisziplinarität – eine freundliche Provokation“, S. 77 ff.
- <sup>11</sup> Landweer schreibt: „Die Frage, wen feministische Forschung eigentlich ansprechen soll, wird mit dem Interdisziplinaritätspostulat mindestens dahingehend entschieden, daß sie in erster Linie an die Feministinnen anderer Disziplinen gerichtet ist. Das hieße aber, die Transformationen der Einzeldisziplinen hintanzustellen bzw. sich darauf zu verlassen, dass diese interdisziplinäre Orientierung quasi von selbst Rückwirkungen auf die Fächer hat. Das Gegenteil aber ist der Fall: Der Ghettoisierung von Frauenforschung als Quasi-Disziplin wird dadurch nur Vorschub geleistet“, in: Knapp/Landweer, „Interdisziplinarität“ in der Frauenforschung: Ein Dialog“, S. 24. Dazu auch Gabriele Jähner: „Außerdem standen viele Frauen- und Geschlechterforscherinnen der Etablierung von interdisziplinären Studiengängen und Schwerpunkten skeptisch gegenüber. Ähnlich wie bei der Einrichtung der Frauenforschungsprofessuren wurde eine Gettoisierung und/oder eine weitere Entpolitisierung der Gender Studies befürchtet“, in: „Der Status quo der Gender Studies im deutschsprachigen Raum“, *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*, hrsg. vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin 2004, S. 10–

- 18, Zitat S. 10.
- <sup>12</sup> Peter Weingart, „Interdisziplinarität – der paradoxe Diskurs“, in: *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erziehungskultur* (EuS) 8 (4), Köln 1997, S. 523 – der einflussreiche Beitrag kann exemplarisch für viele andere stehen.
- <sup>13</sup> So der Titel einer Aufsatzsammlung Jessica Benjamin (Hg.), *Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1995.
- <sup>14</sup> Bereits 1995 wird dies von Knapp beklagt: „Der Begriff der Interdisziplinarität wird häufig als Klammeretikett benutzt, ohne inhaltlich expliziert zu werden“, Knapp/Landweer, „Interdisziplinarität“ in der Frauenforschung: Ein Dialog“, S. 9.
- <sup>15</sup> Z. B. Gabriele Dietze, „Wie viel ‚Race‘ ist in den Gender Studies?“ in: *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum*, Berlin 2004, S. 83–86 und diess., „Race Class Gender. Differenzen und Interdependenzen am Amerikanischen Beispiel“, in: *Die Philosophin* 23, Tübingen 2001; Sedef Gümen, „Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie ‚Ethnizität‘“, in: Sabine Hark, (Hg.), *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie*, Opladen: Leske + Budrich 2001.
- <sup>16</sup> Zitiert aus Karen Brecht, Volker Friedrich, Ludger M. Hermanns, Isidor J. Kaminer, Dierk Juelich (Hg.): *„Here life goes on in a most peculiar way ...“ Psychoanalysis before and after 1933* (Ausstellungskatalog), London: Kellner 1985, S. 103. Die Vertreibung der Psychoanalyse und der Psychoanalytiker/innen aus Deutschland kann ich im Rahmen dieses kurzen Beitrags nur andeuten; ausführliche Darstellungen bieten u. a. M. Ermann, „Psychotherapie, Psychoanalyse und der NS-Staat. Selbstbeschädigung und Versuche einer Restitution“, in: Christa Rohde-Dachser (Hg.), *Beschädigungen – Psychoanalytische Zeitdiagnosen*, Göttingen 1992; L. M. Hermanns, „Psychoanalytiker in Deutschland 1933–1945: Zwischen Anpassung und Widerstand“, in: D. Juelich (Hg.), *Geschichte als Trauma*. Frankfurt a. M. 1991; R. Lockot, *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus*, S. Fischer, 2. Aufl., Gießen 2002.
- <sup>17</sup> Zitiert aus Brecht/Friedrich/Hermanns et al., S. 100.
- <sup>18</sup> Brecht/Friedrich/Hermanns et al., S. 99.
- <sup>19</sup> Dazu Mari Jo Buhle, *Feminism and Its Discontents. A Century of Struggle with Psychoanalysis*, Cambridge and London: Harvard University Press, 1998; mit einem Schwerpunkt auf der Literaturwissenschaft siehe Lena Lindhoff, *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart, 1995.
- <sup>20</sup> Lindhoff, S. 61.
- <sup>21</sup> Lindhoff ebd.
- <sup>22</sup> Die Artikel in den einschlägigen Handbüchern der Gender Studies kommen allesamt nicht ohne Verweise auf psychoanalytische Theorien aus, vgl. Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.), *Genus: Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995; Christina von Braun, Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart 2000.
- <sup>23</sup> Zum Beispiel Luce Irigaray, *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, aus dem Französischen von Xenia Rajewsky, Gabriele Ricke, Gerburg Treusch-Dieter und Regine Othmer, Frankfurt a. M. 1980; Christa Rohde-Dachser, *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial-Verlag 2003; Benjamin (Hg.), *Unbestimmte Grenzen*, 1995;
- <sup>24</sup> Karin Hausen, Helga Nowotny (Hg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt a. M.

- 1986.
- <sup>25</sup> Vgl. die Aufsatzsammlung und Dokumentation *Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, hrsg. v. Heinrich-Böll-Stiftung und Feministisches Institut, Berlin 1999.
- <sup>26</sup> J. Laplanche/J.-B. Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Aus dem Französischen von Emma Moersch. Frankfurt a. M., 1973, S. 603–606.
- <sup>27</sup> Christina von Braun, „Das Behagen in der Schuld“, in: Lili Gast, Jürgen Körner (Hg.), *Psychoanalytische Anthropologie I: Über die verborgenen anthropologischen Entwürfe der Psychoanalyse*, Berlin: edition diskord 1997, S. 61–94, Zitat S. 92. Die Autorin schreibt weiter: „Bedenkt man [...] daß die Gemeinsamkeit aller Formen von ‚Schuld‘ darin besteht, mit dem Mangel, dem Defekt, der Ohnmacht menschlicher Existenz umzugehen, so ist hier ein Konzept von ‚Schuld‘ am Werke, das genau das Gegenteil besagt: eine Schuld, die dazu angetan ist, die Erfahrung des Mangels, der Abhängigkeit nicht spüren zu müssen, weil man zum Subjekt des eigenen Schuldgefühls geworden ist. Das Ich wird zum *Subjekt* des Todes, statt ihn zu *erleiden*.“ (S. 92; Hervorhebungen im Original), vgl. auch diess., *Versuch über den Schwindel. Schrift, Bild, Religion, Geschlecht*. München 2001, Kap. V.
- <sup>28</sup> Ebd.
- <sup>29</sup> Baer, „Interdisziplinierung oder Interdisziplinarität – eine freundliche Provokation“, S. 79.
- <sup>30</sup> Ich möchte keinesfalls behaupten, die von mir zitierten Autorinnen betreiben Geschichtsvergessenheit. Es geht mir auch nicht darum, die zitierten Autorinnen zu „beschuldigen“, ihre Äußerungen stehen repräsentativ für viele andere. Mich interessieren jene Aspekte in ihren Texten, die sich der subjektiven (auktorialen) Kontrolle über die Sprache entziehen, in denen mithin kollektive und unbewusste Momente zum Ausdruck kommen.
- <sup>31</sup> Rohde-Dachser, S. 197.

Susanne Baer

## Schwindel, Wahrheit, Regeln, Schwanken

Es gibt sehr unterschiedliche Arten, sich einem Thema zu nähern, und vielleicht noch unterschiedlichere Weisen, in denen das Gefundene dann beschrieben oder sonst vermittelt wird. Eine Art, die insbesondere transdisziplinär angelegte Geschlechterstudien auszeichnet, ist diejenige, in vielen Winkeln aus übergeordneter Perspektive und doch mit eigenen Methoden zu suchen, und das Gefundene auf je eigene Art zusammen zu fügen, neu zu figurieren. Das ermöglicht es, immer wieder neue Fragen gerade auch an den eigenen Blickwinkel zu stellen. Gleichzeitig ergeben sich so Fragen, die in all den Winkeln gestellt werden müssten, die besucht worden sind.

Doch in den Winkeln gelten Regeln. Es sind beispielsweise disziplinäre Gepflogenheiten oder auch gesetztes Recht, die nicht darauf ausgerichtet sind, neue Figurationen als Herausforderung des gesicherten Wissens aufzugreifen. Eine Möglichkeit, die herausfordernde Suche transdisziplinärer Arbeit nichtsdestotrotz produktiv zu betreiben, liegt nun darin, ein Schwanken, aber nicht den Schwindel zu akzeptieren. Die folgenden Assoziationen tragen Aspekte zusammen, die für eine Wissenschaft auf der Suche nach Wahrheit, aber mit Respekt vor den verschiedenen Wahrheiten von Bedeutung sein könnten, eine Wissenschaft also, die bewusst schwankt, aber eben nicht schwindelt.<sup>1</sup>

Der Schwindel ist eine Lüge. Menschen, die schwindeln, sagen nicht die Wahrheit, oder besser: sie sagen, schreiben, filmen oder tun etwas, das von ihrem eigenen Wissensstand abweicht, bewusst oder unbewusst. Menschen, denen schwindlig ist, fehlt es an Orientierung, ohne dass sie dies so wollen. Beiden gehen die Regeln verloren – die Regeln der Wahrhaftigkeit, und die Regeln des Raumes. Beides sind Regeln der Wahrnehmung – der eigenen und der fremden Möglichkeit, Dinge zu verstehen und in Handlung oder Kommunikation zu übertragen. Immanuel Kant nennt das Gegenteil des Schwindels, nämlich die Wahrhaftigkeit, eine Rechtspflicht, jedenfalls im Bereich des Rechts. „Alle rechtlich-praktischen Grundsätze müssen strenge Wahrheit enthalten.“ „... (Die Lüge) schadet der Menschheit überhaupt, indem sie die Rechtsquelle unbrauchbar macht.“<sup>2</sup> Geht es hier um die Reinheit<sup>3</sup> des Rechts, der Rechtsidee überhaupt? Die formalistisch anmutende Vorstellung, alles Recht gehe auf die eine Regel zurück, ist rechtsphilosophisch zugunsten von